

Peter Koop

scheu

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

© 2016 Peter Koop

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7412-6201-2

Kontakt und weitere Informationen: peterkoop.de

Die meisten Gäste schliefen bereits, als Marie den schweren, stapfenden Schritten zu ihrem Zimmer in der ersten Etage des »Kaiser Wilhelm« folgte. Nicht ohne eine gewisse Zuneigung betrachtete sie dabei den älteren Mann, der sich langsam die Treppe vor ihr hinaufbewegte. Albert – er hatte Marie gebeten, ihn bei seinem Vornamen zu nennen – war der Erste Portier des Hauses und schien ihr auf liebenswerte Weise in einer längst vergangenen Zeit verhaftet zu sein. Wie selbstverständlich trug er einen altmodisch anmutenden Frack mit weißer Weste, Stehkragenhemd und Schleife – dazu schwarze, glänzende Lackschuhe. Nur die einst silberfarbenen Galons seiner feinen Stoffhose waren inzwischen deutlich verblasst.

Mit großer Freundlichkeit und Würde hatte er Marie während seiner Begrüßung darauf hingewiesen, dass der Page des Hauses leider erkrankt sei, und sie deshalb gebeten, stellvertretend für ihn das Gepäck in ihr Zimmer hinauftragen zu dürfen. Es wäre ihm niemals in den Sinn gekommen, einen Gast sich selbst zu überlassen, nur weil die Umstände nicht so waren, wie er sie ganz sicher als glücklich empfunden hätte. Marie sah auf den Mann, der jetzt nur wenige Schritte vor ihr bedenklich von der einen Seite zur anderen schwankte, und tadelte sich dafür, keine zweite Reisetasche mitgenommen zu haben, denn sie musste fürchten, dass die einseitige Belastung Albert jederzeit aus seinem Gleichgewicht bringen könnte. Nicht weniger Sorge bereitete ihr, dass er beim Ausatmen fortwährend leise, stark gepresste Zischlaute von sich gab, die bei dem immerhin erfolgreichen Versuch entstanden, ein viel lauterer, ursprünglicherer Schnaufen zu überdecken. An der achten Stufe – Marie hatte genau mitgezählt – erwiderte die Treppe sein Zischen und das gleichmäßige Stapfen seiner Schritte mit einem deutlichen, durch das ganze Haus hörbaren Ächzen und Stöhnen – dann noch einmal an der zwölften und an der vierzehnten Stufe. Marie atmete tief durch. An jedem anderen Tag hätte sie ihr Vergnügen an diesem vielstimmigen Konzert gehabt, aber heute wollte sie nur noch in ein weiches Bett fallen und schlafen.

Albert brachte sie in das, wie er nicht ohne Stolz versicherte, beste Zimmer des Hauses und zog dort zuerst die Vorhänge auf – ein Vorgang, dessen Bedeutung sich Marie in Anbetracht der fortgeschrittenen Stunde und der damit einhergehenden Dunkelheit zumindest nicht sofort erschloss. Erst nach und nach verstand sie es als die Ankündigung einer Vorstellung, deren einziger Zuschauer sie im Folgenden werden sollte.

Noch immer leicht schwankend bewegte Albert sich auf einen kleinen Tisch zu, der dem Bett gegenüber an der Wand stand. Er entfernte vorsichtig die Decke, faltete sie äußerst gewissenhaft zusammen und legte sie danach auf einen der beiden wertvollen Gründerzeitstühle ab. Beinahe andächtig stellte er anschließend Maries Tasche auf den Tisch und bat sie, ihm für einen Augenblick in das Bad zu folgen, damit er ihr die dortigen Armaturen genauer erklären könne. Mit dem größten Bedauern wies er darauf hin, dass es leider zu empfehlen sei, die Temperatur des Wassers vor Gebrauch mit der Hand zu überprüfen. Die Heizungsanlage werde jedoch erfreulicherweise im nächsten Jahr vollständig modernisiert, so dass es dann nicht mehr zu derartigen Unannehmlichkeiten kommen würde. Er erläuterte ihr die Bedienung des Haustelefons und erklärte überaus freundlich, von vielen Gästen ausdrücklich darum gebeten worden zu sein, sich die Beschreibung des hochmodernen Fernsehers in eigener Verantwortung erarbeiten zu dürfen. Er würde diesen Wunsch gerne respektieren, stünde aber selbstverständlich jederzeit für Fragen zur Verfügung. Marie meinte an dieser Stelle, ein, wenn auch nicht unbedingt professionelles, aber doch umso menschlicheres, komplizenhaftes Lächeln in seinen Augen entdeckt zu haben.

Die Vorstellung erreichte ihren Höhepunkt, als Albert sehr lebhaft die Geschichte vom Besuch Kaiser Wilhelms II. im Jahre 1904 erzählte, der auf dem angrenzenden Bahnhofsplatz eine feierliche Rede gehalten habe – mit festlicher Marschmusik, einer jubelnden Menschenmenge und Blumen streuenden Kindern. Anschließend sei der Kaiser Gast in genau jenem Hotel gewesen, dessen Portier zu sein Albert heute, weit über hundert Jahre später, die Ehre habe. Er beteuerte glaubhaft, dass

der Kaiser genau in jenem Bett die Nacht verbracht habe, welches jetzt »dem jungen Fräulein« Schlafstatt bieten würde.

Marie stellte keine weiteren Überlegungen hinsichtlich des Wahrheitsgehaltes dieser Geschichte an, sondern bedankte sich aufrichtig für die anrührende Vorstellung und gab Albert beim Abschied sein wohlverdientes Trinkgeld. Schon während sie ihm noch auf der Treppe gefolgt war, hatte sie darüber nachgedacht, welche Entlohnung für den Portier eines Hauses angemessen wäre, das sich an einer nur schwer zu definierenden Grenze zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu bewegen schien. Sie wollte es sich mit Albert nicht verderben, denn es war gut möglich, dass sie länger bleiben würde. Andererseits wollte sie ihn auch nicht durch die Höhe eines Trinkgeldes beschämen, welches seiner Position nicht entsprochen hätte. Am Ende entschied sie sich offensichtlich für den richtigen Betrag, denn Albert bedankte sich mit einer freundlichen Verbeugung und verließ ihr Zimmer.

Marie löschte das Licht, trat an die Balkontür und sah hinunter auf den nur schwach beleuchteten Bahnhofplatz. Es war Ende März und seit Tagen regnete es ohne Unterlass. Im Moment allerdings schien der Regen ihr ohne jede Bedeutung zu sein. Wichtig war nur, dass sie endlich die Tür hinter sich schließen konnte und für niemanden mehr zu erreichen war. Die letzten Wochen nach dem Tod ihrer Eltern hatte jeder an ihr gezerrt, weil er etwas von ihr wollte. Aber jetzt war es vorbei. Endlich konnte sie zur Ruhe kommen. Endlich war sie allein!

Langsam schloss sie die Vorhänge und legte sich auf das Bett. Sie versuchte, Ihre Gedanken zu ordnen, aber es vergingen noch Stunden, ehe sie erschöpft einschlief.

2

Die nächsten Tage folgten einem sehr einfachen Plan: Morgens ließ Marie sich von Albert ein leichtes Frühstück servieren, danach badete sie ausgiebig, und anschließend legte sie sich wieder auf ihr Bett. Die Monotonie war ihre Verbündete. Wenn es Marie gelang, die Zeit beinahe bis zum Stillstand zu verlangsamen,

men, und sie frei in ihrer Fantasie reisen konnte, hatte sie die vollständige Kontrolle über ihr Leben. Die reale Welt schien ihr nur noch dann von Bedeutung, wenn man das Erlebte mit einem anderen Menschen teilen konnte und der Wert des Erlebten dadurch nicht etwa geringer wurde, sondern sich auf eine wundersame Weise vermehrte – aber diesen Menschen hatte es in ihrem Leben bisher nie gegeben.

Still auf ihrem Bett liegend ließ sie sich ohne ein Ziel treiben und reiste bald von einem Ort zum nächsten. Sie segelte über sturmgepeitschte Meere, durchquerte die Wüste Gobi oder schlug sich als Teil einer Forschungsexpedition durch den Regenwald des Amazonas. Als es für sie irgendwann keine neuen Orte mehr zu entdecken gab, reiste sie stattdessen zurück durch die Zeit und begleitete Heinrich IV. auf seinem Gang nach Canossa, sie beobachtete Michelangelo bei seiner Arbeit an der Skulptur des David oder sie diskutierte angeregt mit Platon über dessen Vorstellungen vom Wesen des Menschen. Nach und nach aber – und ohne dass sie sich selbst dessen bewusst wurde – hatte sich die Art ihrer Reise verändert. Die Eindrücke ihrer Sinne, die Geräusche und Wortfetzen, die ein Hotel beständig entstehen ließ, verknüpften sich immer mehr mit Bildern aus ihrer eigenen Vergangenheit.

3

Beinahe eine Woche war vergangen, als gegen Morgen ein Gast hastig an ihrer Tür vorbeieilte und sich der frisch-würzige, leicht süßliche Duft seines Parfums vom Hotelflur aus langsam in ihrem Zimmer verteilte. Sofort wurde Marie zurück in die Tage ihrer Kindheit versetzt und wie früher durchstreifte sie stundenlang die beinahe unendlichen Lavendelfelder Südfrankreichs. Sie genoss die Weite der Landschaft ... die Klarheit der Farben ... das samtweiche Licht. Dabei näherte sie sich immer weiter dem viel bewunderten Anwesen ihrer Eltern, auf dem sie nahezu jeden Sommer die Ferien hatte verbringen müssen. Ferien, die nicht, wie sie es sich gewünscht hätte, dem Vergnügen oder der Erholung gedient hatten, sondern die Teil einer

Inszenierung waren, mit der ihre Eltern dem erlangten Reichtum eine Illusion von Sinnhaftigkeit verleihen wollten. Allerdings hatte Marie nie verstanden, warum sie unbedingt Teil dieser Illusion sein musste oder warum ihr eigener Wert durch etwas bestimmt werden sollte, das ihre Eltern doch ausschließlich für sich selbst geschaffen hatten.

Während sie noch darüber nachdachte, aus welchem Grund es ihr nie gelungen war, sich dieser Selbstinszenierung zu entziehen – warum sie es vielleicht auch in all den Jahren nie ernsthaft versucht hatte –, wechselte abermals die Kulisse, in der ihre Gedanken sich bewegten. Die heiser-fistelige Stimme eines Gastes, die vom Ende des Ganges zu ihr gedrungen war, erinnerte sie unweigerlich an einen ihrer ehemaligen Lehrer und beförderte sie damit augenblicklich zurück an genau jenen Ort, an dem sie die letzten Jahre bis zu ihrem Abitur verbracht hatte: ein exklusives Internat in den Schweizer Bergen, weit entfernt von ihrem Zuhause; mit eigenem Golfplatz, eigener Segelschule und eigenem Orchester – sogar mit einer eigenen Philosophie: der Ort, an dem sie auf das hatte vorbereitet werden sollen, was jetzt durch den Tod ihrer Eltern viel zu früh zu einem Teil ihres eigenen Lebens geworden war.

Marie wurde, wenn auch wegen ihrer sehr zurückhaltenden Art nicht von allen unbedingt geliebt, dann doch zumindest von den meisten ihrer Mitschüler ausreichend anerkannt. Sie hätte Teil einer beinahe beliebigen Gruppe werden können, aber es bereitete ihr ein Problem, dass die Entscheidung für eine bestimmte Gruppe zumeist auch die Entscheidung gegen einen oder mehrere Menschen bedeutete, die nicht zu dieser Gruppe gehören sollten. Erst viel zu spät war ihr bewusst geworden, dass die Unfähigkeit, sich fest an eine Gemeinschaft zu binden und sich in ihr einzuordnen, sie zunehmend isoliert hatte.

Die Eindrücke ihre Sinne wurden stärker und spülten Marie weiter hinauf, näher an die Oberfläche ihres Bewusstseins, ganz nahe an das Hier und Jetzt. Sie spürte, wie sich diese Eindrücke immer mehr zu einer eigenen Geschichte zusammensetzen wollten, die erzählt werden musste, bevor sie wieder in ihre Erinnerungen hinabtauchen konnte. Zumindest für den Moment

hatte die Realität sie vollständig erreicht und so begann sie, von ihrem Bett aus langsam das Hotel zu erkunden. Sie wollte sich ein genaues Bild ihrer unmittelbaren Umgebung machen – ein Bild der Räume, aber auch ein Bild der Menschen, die dort lebten oder arbeiteten.

In der Nacht ihrer Ankunft hatte sie vom Bahnhof kommend das Hotel durch eine große Drehtür betreten. Sie erinnerte sich noch genau an den von einem hohen Tonnengewölbe überspannten Korridor, der die beiden Eingänge des Hotels miteinander verband und dabei den äußerst repräsentativen Empfangsbereich bildete. Die Rezeption lag genau zwischen den Eingängen, gegenüber der Treppe zu den oberen Etagen. Sämtliche Böden und Wände waren mit wertvollem Marmor verkleidet, die Decken bestanden aus reich verzierten Holzkassetten und das Licht verbreitete sich aus Dutzenden elektrifizierter Lüster: Das »Kaiser Wilhelm« war ein einstmals bedeutendes Haus aus den späten Jahren des 19. Jahrhunderts.

Marie konnte sich leicht ausrechnen, dass ihr Hotel über drei für Gäste nutzbare Etagen verfügen musste, denn als sie am Abend ihrer Ankunft mit Albert die Treppe hinaufgestiegen war, hatte sie in ihrem Flur zwölf Zimmer gezählt. Gleichzeitig erinnerte sie sich, an der Rezeption einen Schlüsselkasten mit genau sechsendreißig Fächern bemerkt zu haben. Die oberste der drei Etagen schien ihr zur Zeit allerdings nicht bewohnt zu sein, denn das typische, leicht quietschende Geräusch des Wäschewagens, welches sie jeden Morgen von ihrem Bett aufschrecken ließ, war nur aus ihrer eigenen und der direkt darüberliegenden Etage zu hören. Ein altertümlicher Lastenaufzug beförderte den Wäschewagen dann rumpelnd von der einen in die andere Etage bis hinunter in den Keller.

Im Erdgeschoss musste sich ein Schwimmbad befinden, denn jeden Morgen um sieben, also noch vor dem Frühstück, ging ein älteres amerikanisches Paar langsam die Treppe in der Nähe von Maries Zimmer nach unten. Das Geräusch der Badelatschen – Marie mochte diesen Begriff nicht, fand aber auch keinen passenderen – unterschied sich deutlich von dem fester Schuhe und ließ sich gut verfolgen. Sie zählte die Schritte hin-

unter in das Erdgeschoss mit: es waren vierundzwanzig. Dann folgten noch einmal gut ein Dutzend Schritte auf Marmor, bevor sich eine Tür öffnete und kurz danach laut wieder zufiel. Genau eine Stunde später hörte sie, wie das Paar in ihr Zimmer zurückkehrte. Marie gefiel diese Verlässlichkeit.

Nach dem Frühstück verließen die beiden regelmäßig das Hotel und kehrten erst einige Stunden später zurück. Gegen sechs Uhr verließen sie ein letztes Mal ihr Zimmer und machten sich auf den Weg zum Essen in den Speiseraum. Den verbleibenden Abend verbrachten sie dann an der hauseigenen Bar. Hannes, so hatte Marie inzwischen aus unzähligen Gesprächsfetzen zu einem recht verlässlichen Bild zusammengefügt, war ein Barkeeper, der sich dadurch auszeichnete, dass er nicht nur sehr gut zuhören konnte, sondern der auch zur Unterhaltung seiner Gäste eine Unmenge spannender Geschichten zu erzählen wusste. Hannes war offensichtlich durch irgendeinen der seltsamen Zufälle des Lebens von der Küste an diesen Ort verschlagen worden, der kaum weiter von einem Meer oder auch nur irgendeinem anderen Gewässer hätte entfernt sein können.

Neben Hannes arbeitete Wilfried als Zweiter Portier. Er war einige Jahre jünger als Albert, von hagerer Gestalt und recht distanziert. Am Tag zuvor hatte er Marie das Frühstück gebracht, aber zu ihrem Bedauern dabei kaum ein Wort gesprochen. Darüber hinaus beschäftigte das Hotel noch einen Nachtportier, der allerdings nur aushilfsweise tätig war, und einen Hausmeister, der sich genauso geschickt darin zeigte, die veraltete technische Ausstattung des Gebäudes am Leben zu erhalten, wie darin, sich der Arbeit, wann immer es ging, zu entziehen. Über die zwei Zimmermädchen – Gabi und Arife – hatte Marie bisher kaum etwas in Erfahrung bringen können, vermutete aber ein heimliches Verhältnis zwischen Gabi und dem Hausmeister. Vielleicht würde sie ihrem Verdacht später noch einmal genauer nachgehen.

Die Zahl der Hotelgäste war recht übersichtlich: drei Herren mittleren Alters, die im zweiten Stock wohnten und ihre Zimmer ausschließlich zum Schlafen benutzten; das amerikanische Paar mit den Badelatschen; dazu in ihrer eigenen Etage eine

sehr lebhafte Besuchergruppe aus Schwaben, die ihre Zimmer am Ende des Flures hatte. Direkt über ihr wohnte schließlich noch ein junges Paar, das gerne leidenschaftlich miteinander stritt. Immer wieder drangen Teile ihrer Auseinandersetzungen zu Marie. Sie konnte die einzelnen Wörter nicht erkennen, aber es entstand ein sich beständig wiederholendes Muster: zuerst lang anhaltende, stakkatoartige Ausbrüche einer hohen Frauenstimme; danach ein tiefes, kurzes Bellen von ihm; das Ganze in immer kürzerer Abfolge, bis der Kampf schließlich mit dem Schlagen einer Tür oder dem Umwerfen eines Stuhls sein lautstarkes Ende fand. Kurz darauf hörte Marie wieder Geräusche aus der gleichen Richtung: das beständige Quietschen eines alten Sprungrahmens; von Zeit zu Zeit ein lustvolles Stöhnen; dazu vereinzelte Rufe oder unterdrückte Schreie in immer kürzeren Abständen. Marie wusste, wie sie diese Geräusche zu deuten hatte. Gelegentlich allerdings wurde das rhythmische Quietschen des Sprungrahmens auch durch ein ebenso regelmäßiges dumpfes Schlagen gegen die Wand ersetzt, dem jeweils ein deutlich helleres Klatschen folgte. Zwar verfügte Marie über ein gewisses theoretisches Wissen hinsichtlich der unterschiedlichen Formen menschlicher Sexualität, aber der Mangel an eigener praktischer Erfahrung stellte sie in diesem Fall vor ein unlösbares Problem.

4

Marie lag wieder auf dem Bett und sah sich um. Dabei wanderten ihre Augen langsam von einem Punkt des Zimmers zum nächsten. Nach einigen Durchgängen kannte sie jedes noch so belanglose Detail. Jetzt wollte sie eine Liste der Mängel erstellen, die sie entdecken konnte, ohne das Bett zu verlassen – nur ein Spiel, um sich abzulenken und den eigenen Geist in eine Richtung zu zwingen.

Erneut bewegten ihre Augen sich durch den Raum und sie addierte sorgfältig die großen und die kleinen Fehler, die ihr dabei auffielen. Als nach einiger Zeit Albert kam, um ihr das Frühstück zu bringen, überlegte sie kurz, ob sie ihm von den

gefundenen Mängeln Bericht erstatten sollte, entschied sich dann aber dagegen. Stattdessen beobachtete sie, wie er ihr lächelnd den Kaffee einschenkte. Zum ersten Mal empfand sie dabei ein für sie bisher kaum gekanntes Gefühl von Nähe und Wärme. Es gefiel ihr, dass Albert sie wieder als »mein Fräulein« bezeichnete. Albert war liebenswürdig, hilfsbereit und verschwiegen: Eigenschaften, die sie an Menschen mochte.

Nachdem sie in aller Ruhe gefrühstückt und wie an jedem Tag ausgiebig gebadet hatte, wollte sie sich erneut der von ihr geliebten Monotonie überlassen, aber sie spürte deutlich, dass die sonst übliche beruhigende Wirkung sich nicht mehr einstellen wollte. Ihre Nerven hatten sich offenbar ausreichend erholt und brauchten dringend neue Reize. Sie ging deshalb langsam hinüber zum Balkon, zog zum ersten Mal seit ihrer Ankunft die Vorhänge auf und wurde im nächsten Moment schmerzhaft von der tief stehenden Sonne geblendet. Es hatte nach Tagen endlich aufgehört zu regnen und das Licht spiegelte sich grell in den Pfützen. Als sich ihre Augen endlich an die unerwartete Helligkeit gewöhnt hatten, trat Marie vorsichtig auf den schmalen Balkon, der sich über die gesamte Häuserfront erstreckte.

Es schien ihr, als gäbe es an diesem Morgen keinerlei Farben, sondern nur die unterschiedlichsten Schattierungen von Grau. Sie störte sich nicht daran, denn was andere für trist und langweilig gehalten hätten, entsprach ihren eigenen Wünschen vollkommen. Sie wollte nicht auffallen, sich unmerklich in das Grau ihrer Umgebung einfügen. Genau deshalb hatte sie diese kleine, bestenfalls durchschnittliche Stadt als Ziel ihrer Reise gewählt. Außerdem würde man sie hier zuletzt suchen. Marie entschied sich, nicht weiter darüber nachzudenken. Dafür war es noch viel zu früh. Sie wollte sich nur einen ersten Eindruck von ihrer Umgebung verschaffen, denn es war gut möglich, dass sie für einige Zeit Gast im »Kaiser Wilhelm« bleiben würde.

Der Bahnhofsplatz, auf den sie jetzt heruntersah, war fast vollständig von drei- bis vierstöckigen Gebäuden aus der Gründerzeit umschlossen und mit altem Kopfstein gepflastert. Er wirkte eher wie ein riesiger Innenhof, mit einem der Länge nach aus-

gestreckten Bahnhof in seiner Mitte – ein geschlossenes Ensemble von Gebäuden, das sie an Prag oder auch an das Wien aus »Der dritte Mann« erinnerte. Sie mochte diese leicht düstere, melancholische Stimmung.

Eine schmale, geteerte Straße teilte den Platz in einen nur für Fußgänger zugänglichen Bereich mit dem Bahnhof auf der linken Seite und einen kleineren Bereich mit einem Parkplatz auf der rechten Seite. In jede Straßenrichtung gab es einen eigenen Taxistand für vier bis fünf Fahrzeuge. Über den Platz verteilt hatte man Bäume gepflanzt, die Marie an die Dekoration einer Modelleisenbahn erinnerten. Sie zählte genau sechzehn von ihnen. Links von ihrem Hotel befand sich ein großer Brunnen, um den in einem Kreis mehrere Bänke angeordnet waren – direkt daneben ein Reiterstandbild Kaiser Wilhelms II.

Sie wollte noch einen genaueren Blick auf den Bahnhof werfen, merkte aber sehr bald, dass sie zuerst eine Pause benötigen würde, denn nach den Tagen der Monotonie hatten die vielen neuen Eindrücke und das grelle Sonnenlicht sie schnell erschöpft. Marie kehrte zurück in ihr Zimmer, ließ die Balkontür jedoch offen, denn sie wollte die Erkundung ihrer Umgebung später fortsetzen. Sie legte sich wieder auf ihr Bett und überließ sich den sich beständig verändernden Geräuschen des Bahnhofsplatzes.

Nach einer Weile erinnerte sie sich daran, im Fernsehen vor einiger Zeit einen Bericht gesehen zu haben, in dem ein junger Mann in einem Helikopter über eine ihm fremde Stadt geflogen war und sich dabei in einem einzigen Moment alle Gebäude inklusive ihrer unbedeutendsten Details hatte merken können. Nach seiner Landung hatte er dann ein großes Stück Papier genommen und mit einer für sie kaum nachvollziehbaren Genauigkeit gezeichnet, was er zuvor nur im Vorüberflug gesehen hatte. Marie wollte jetzt das Gleiche versuchen – sich der von ihr selbst geschaffenen Herausforderung stellen. Sie schloss fest die Augen und ließ ihren Blick ganz langsam von der linken Seite des Platzes zur rechten schweifen: Im ersten Gebäude war ein altes Café mit einer über zwei Etagen durchgehenden Fensterfront untergebracht. Marie versuchte sich an den

Namen zu erinnern: »Meyer's«, sprach sie laut aus und erschrak, ihre eigene Stimme zu hören. Neben dem Café befand sich ein Gebäude mit einem Juwelier im Erdgeschoss. Danach folgten ein schmaler Durchgang für Fußgänger und mehrere Wohngebäude. Maries Blick wanderte langsam hinüber zum Bahnhof. Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie bisher noch nirgendwo Gleisanlagen entdeckt hatte. Seiner eigentlichen Aufgabe musste der Bahnhof demnach in einer tiefer liegenden Ebene nachkommen und sie sah nur seine äußere, steinerne Hülle.

Marie entschloss sich, zuerst eine grobe Aufteilung des Bauwerks vorzunehmen, bevor sie sich an seinen Details versuchen wollte: Links und rechts befanden sich die beiden Eingangsportale; ihr genau gegenüber, um einige Meter zurückgesetzt, der bedeutend größere Mittelteil, in dem auch die Bahnmissionsmission mit mehreren Räumen untergebracht war. Eine niedrige Mauer trennte die Mission vom Bahnhofsplatz. Zusätzlich schützte ein aufwendig gestaltetes Glasdach den auf diese Weise eingefassten Bereich über seine gesamte Länge.

Die beiden Eingangsportale des Bahnhofs bestanden jeweils aus drei Ebenen: Unten befand sich der mit einem weiten Bogen überspannte seitliche Einlass; darüber eine Reihe kleinerer Bögen mit aufwendig gestalteten Fensterelementen; dann eine Fläche aus fein gegliederten Steinblöcken, die den Hintergrund für eine beinahe unpassend schlichte Bahnhofsuhr bildete. Der mittlere Teil des Gebäudes verfügte ebenfalls über drei Ebenen: zuerst die Bahnmissionsmission; darüber Notunterkünfte der Mission und Diensträume der Bahn; abschließend die bogenförmige Dachkonstruktion, die sich weit über die unterirdisch verlaufende Gleisanlage spannte. Rechts vom Bahnhof verlief die schmale zweispurige Straße mit den beiden Taxisständen; dahinter lag der Parkplatz. An die rechte Häuserfront erinnerte Marie sich nur mit Mühe: ein Dienstgebäude der Bahn; erneut ein schmaler Durchgang für Fußgänger; das Stadttheater mit den großen Plakaten; ein italienisches Restaurant.

Marie musste sich zunehmend eingestehen, dass sie nicht über die von ihr erhoffte Inselbegabung verfügte, denn weder erinnerte sie sich an weitere Details des Bahnhofs, noch konn-

te sie Genaueres zu den Häuserfronten sagen. Trotzdem war sie nicht übermäßig enttäuscht von sich. Sie fühlte sich geradezu erleichtert, denn je länger sie sich mit den Details der Fassaden beschäftigt hatte, desto mehr war ihr Interesse daran geschwunden. Zum ersten Mal spürte sie so etwas wie Langeweile.

Nachdem sie sich deshalb unerwartet schnell mit dem Ergebnis ihres misslungenen Experiments abgefunden hatte, rief sie Albert und bestellte bei ihm eine heiße Schokolade. Eigentlich zog sie Kaffee vor, aber sie hatte seit Tagen nicht richtig gegessen und ihr Körper hatte das dringende Bedürfnis nach etwas Süßem. Außerdem wollte sie sich für die von ihr geleistete Gedächtnisarbeit belohnen, auch wenn sie mit dem Resultat vielleicht nicht vollständig zufrieden sein konnte.

Albert kam wenige Minuten später. »Schön, dass Sie die Vorhänge aufgezo-gen haben und etwas frische Luft in das Zimmer lassen, mein Fräulein.« Aus seinem Mund klang dieser Satz keinesfalls aufdringlich. Marie verstand die Fürsorge, die er mit seinen Worten verband, und war ihm dankbar dafür. »Es hat auch endlich aufgehört zu regnen. Dann können Sie den wundervollen Ausblick genießen.« Albert wollte gerade gehen, als Marie ihn überraschend aufhielt. »Darf ich Sie noch etwas fragen?« – »Aber sicher, mein Fräulein. Sie können aber auch gerne ›Albert‹ und ›Du‹ zu mir sagen«, bot er ihr freundlich an und fügte mit einem Lächeln hinzu: »Das erlaube ich allerdings nur besonderen Gästen.« Marie freute sich über das Kompliment und erwiderte gerne sein Lächeln. Im nächsten Moment fiel ihr jedoch auf, dass sie sich über den Inhalt ihrer Frage bisher noch keine Gedanken gemacht hatte. Anscheinend wollte sie einfach nur reden. »Der Bahnhof gegenüber ... Wann wurde der eigentlich erbaut?«, fiel ihr gerade noch rechtzeitig ein. Albert überlegte kurz. »Nun ja, das ist so eine Sache. Ursprünglich sollte er bereits im Jahr 1904 fertig werden.« – »Ursprünglich?«, fragte Marie irritiert nach. – »Der Kaiser war extra zur Einweihung erschienen«, erwiderte Albert freundlich. »Unglücklicherweise kam es zu Verzögerungen beim Bau.« – »Und der Kaiser ist trotzdem gekommen?« Albert wurde ein wenig verlegen. »Die Verzögerungen waren doch recht bedeutend. Man hat dann das

Wenige, was bereits fertiggestellt war, hinter allerlei Dekorationen versteckt und den Kaiser ein zweites Mal den Grundstein für den Bahnhof legen lassen.« Marie war sichtlich überrascht. »Warum hat man ihm nicht einfach die Wahrheit gesagt?« Albert zog irritiert eine seiner Augenbrauen hoch. »Dem Kaiser?« Er ging langsam zur Tür. – »Und wann wurde der Bahnhof nun eröffnet?«, wollte Marie noch wissen. Albert drehte sich langsam zu ihr um und antwortete beinahe entschuldigend: »Erst zwei Jahre später.« Er machte eine leichte Verbeugung, dann verließ er das Zimmer. Marie trank ihre Schokolade zu Ende und kehrte noch einmal zurück auf den Balkon.

Vor der Bahnhofsmision ihr gegenüber beobachtete sie zwei junge, leicht alkoholisierte Männer, die lautstark miteinander stritten, bis eine Frau energisch zwischen sie trat und beide nach kurzer Zeit wieder beruhigt hatte. Marie fiel sofort die tiefblaue Jacke mit dem Symbol der Mission auf: ein schräggestellter, gelber Balken auf weißem Hintergrund – darüber ein achtspitziges, rotes Kreuz. Auf den ersten Blick war nichts Ungewöhnliches an der Frau zu entdecken. Sie war um die dreißig Jahre alt und trug zu ihrer Jacke eine einfache Jeans. Die schulterlangen, dunkelbraunen Haare hatte sie zu einem Zopf zusammengebunden und sie war gänzlich ungeschminkt. Kaum einem Passanten wäre sie alleine durch ihre äußere Erscheinung aufgefallen. Marie aber hatte einen geschulten Blick für Gesichter und wusste sehr genau, wie sich das Aussehen und damit auch die Wirkung eines Menschen durch Kleidung, Frisur und Make-up verändern konnte. Die Frau vor der Mission hatte ein ebenmäßiges Gesicht mit großen, ausdrucksstarken Augen, hohe Wangenknochen und einem sinnlichen Mund. Sie war groß und sehr schlank. Marie fragte sich, warum eine Frau, die jederzeit erfolgreich als Model hätte arbeiten können, anscheinend alles versuchte, um nicht aufzufallen.

Je länger Marie die Frau beobachtete, desto mehr wurde ihr bewusst, dass es neben dem Offensichtlichen noch etwas weniger leicht zu Fassendes gab, das ihre Aufmerksamkeit erregt hatte: Im Umgang mit anderen Menschen zeigte sich die Frau auf dem Bahnhofsplatz zumeist freundlich und warmherzig.

Sie konnte allerdings auch sehr dominant auftreten, wenn es darum ging, einen Streit unter den Obdachlosen zu schlichten oder einen Hilfsbedürftigen zu schützen. Dabei war sie nie laut oder aggressiv, sondern verfügte über eine beinahe selbstverständliche Autorität. Fühlte sie sich dagegen unbeobachtet, wirkte sie eher ernst und in sich gekehrt. Es schien Marie beinahe so, als würde sie immer einen Teil von sich verbergen. Sie lächelte häufig, aber sie lachte nie – auch nicht, wenn andere in ihrer Umgebung es taten. Nach einiger Zeit kehrte die junge Frau in die Mission zurück und Marie ließ ihren Blick langsam wieder umherschweifen.

Sie war auf der Suche nach Konstanten – nach den unverzichtbaren Bestandteilen eines Platzes, die nicht aus Stein, Metall oder Holz gefertigt waren. Dabei unterschied sie nach einiger Zeit drei Arten dieser unveränderlichen Größen: Die erste der Konstanten wurde von den Mitarbeiter der Bahnmissionsmission, den Polizisten oder auch den Müllmännern gebildet. Marie ordnete sie all jenen Berufen zu, die im weitesten Sinne für die Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung des Bahnhofs verantwortlich waren.

Daneben gab es die Menschen, die rund um den Bahnhof ihr Geld verdienten. Zu ihnen gehörte auch der etwas mürrisch blickende Kellner des Cafés, der, in der Hoffnung, dass gelegentlich ein Gast die klare Frühlingsluft den gut beheizten Innenräumen vorziehen würde, bereits Stühle und Tische nach draußen gestellt hatte. Mit ihm empfand Marie ein gewisses Mitleid, denn sie konnte ihm trotz der Entfernung ansehen, wie sehr es ihm missfiel, die schützende Wärme für die vage Aussicht auf einen einzelnen Gast verlassen zu müssen. Ihr Blick wanderte weiter zu den Taxifahrern, die oft lange Zeit auf einen Gast warteten, um sich dann nach einer viel zu kurzen Fahrt ohne eine angemessene Entlohnung erneut am Ende der Schlange einreihen zu müssen. Für eine Weile beobachtete sie den Juwelier neben dem Café, der offensichtlich mit der Dekoration seiner Auslage unzufrieden war und immer wieder kontrollierend nach draußen lief – ein stark übergewichtiger Mann mit hektischen kleinen Schritten. Im verblüffenden Kontrast zu seiner Leibes-

fülle verfügte er über ein eher schlankes Gesicht – mit einer auffälligen Hakennase und kleinen, sehr wachen Augen.

Die dritte lebende Konstante bildeten schließlich die Obdachlosen, die sich auf der Mauer vor der Mission niedergelassen hatten. Marie bemühte sich, aus ihrem Verhalten und ihrer äußeren Erscheinung Rückschlüsse auf ihren Charakter oder sogar ihre Lebensgeschichte zu ziehen. Sie hatte es sich seit Langem angewöhnt, ihre Umgebung überwiegend aus der Ferne zu beurteilen. Es ersparte ihr die direkte Konfrontation, aber auch die Enttäuschung, wenn eines ihrer Bilder keine ausreichende Deckung mit der Realität fand. Außerdem bewahrte es sie davor, ihre eigene Persönlichkeit offenbaren zu müssen. Sie zog es vor, für andere weitgehend unsichtbar zu sein.

Auf der Mauer nahe des Eingangs zur Mission saßen ein Junge und ein Mädchen. Marie war sich allerdings nicht sicher, ob sie die richtigen Begriffe benutzte. Sie hatte schon oft gehört, dass das Leben auf der Straße einen Menschen sehr viel schneller verbrauchen würde und es dadurch schwierig sei, sein Alter genau zu bestimmen. Sie selbst war gerade neunzehn geworden und sie schätzte die beiden nur geringfügig jünger ein. Das Mädchen trug einen kurzen Nietenrock mit einer dicken Strumpfhose, dazu feste Winterstiefel aus Leder und eine weite Jacke mit einem dicken Vliesshirt darunter. Sie hatte lange, blonde Haare und war auffallend dünn. Meist sah Marie sie zeichnen. Einmal war sie auch für einige Zeit unterwegs – vermutlich, um sich ihr Geld durch Betteln oder kleine Gefälligkeiten zu verdienen. Wieder war Marie nicht sicher, ob sie den richtigen Begriff verwendete. Sie fragte sich, mit welcher Art von Gefälligkeiten ein Mädchen ihren Lebensunterhalt verdienen könnte, das kaum alt genug für eine abgeschlossene Ausbildung gewesen sein dürfte. Sie sah recht gut aus und sie hatte etwas Unschuldiges an sich. In der Nähe des Bahnhofs würde es sicher ein Rotlichtviertel geben. Marie zwang sich, nicht weiter darüber nachzudenken. Es erschien selbst ihr eine zu weitgehende und damit unzulässige Spekulation zu sein. Stattdessen wanderte ihr Blick zu dem Jungen, der meist nur still auf der Mauer saß und Musik hörte. Allerdings musste Marie

sich sehr bald eingestehen, dass sie ihn ohne das merkwürdige Zittern seiner rechten Hand kaum bemerkt hätte.

Einige Schritte von ihm entfernt saß eine Frau, die immer wieder prüfend zu den beiden Einkaufswagen sah, die hinter der Mauer standen. In einem hatte sie anscheinend ihren gesamten Besitz in Form dutzender Plastiktüten untergebracht – der andere Einkaufswagen war leer. Sie hatte eine eher korpulente Figur und trug eine bunte Skihose mit einem dicken, olivfarbenen Armeeparka – eine sehr gewöhnungsbedürftige Kombination, wie Marie befand. Ihren Rotwein trank sie grundsätzlich aus einem Glas. Sie redete viel und gerne – ganz gleich, ob ihr jemand dabei zuhörte oder nicht.

Neben ihr saßen noch ein Mann mittleren Alters und eine annähernd gleichaltrige Frau, die aber sicher kein Paar waren. Die Frau hatte feine Gesichtszüge und trank offenbar keinen Alkohol. Neben ihr stand eine Thermoskanne mit Tee oder Kaffee, die jemand aus der Mission ihr gebracht hatte. Sie war sehr ordentlich gekleidet und die ganze Zeit mit Handarbeiten beschäftigt. Marie sah in ihr eine ehemalige Sekretärin oder vielleicht auch eine Lehrerin, die nur ein äußerst unglücklicher Umstand an diesen Ort verschlagen haben konnte. Der Mann neben ihr wirkte eher verschlossen. Neben ihm stand immer eine Flasche mit Korn oder Wodka. Ein Glas hatte er vermutlich schon lange nicht mehr gesehen – oder ein Bad.

Nach einiger Zeit fragte sich Marie, ob der Begriff »lebende Konstanten« für die Menschen, die beinahe regungslos auf der Mauer vor der Mission saßen, überhaupt angebracht war, denn nichts an ihnen schien lebendig zu sein. Vielleicht verbrachten sie aber auch gerade deshalb den größten Teil ihrer Zeit am Bahnhof, weil in ihnen nur noch so wenig Leben war, dass sie die hektische Betriebsamkeit ihrer Umgebung benötigten, um sich selbst überhaupt noch zu spüren. Marie musste sich dabei eingestehen, dass sie sich kaum von den Obdachlosen auf der anderen Seite des Platzes unterschied: Vielleicht hatte sie sich aus dem gleichen Grund ein Hotel direkt am Bahnhof gewählt. Sie fühlte sich ihnen auch nicht überlegen, sondern auf eine für sie unerklärliche Weise verbunden.

Es wurde Mittag und Marie stand noch immer am Balkon. Die junge Frau mit der tiefblauen Jacke, die sie einige Zeit zuvor beobachtet hatte, kam wieder aus der Mission und brachte für jeden eine heiße Suppe. Zum ersten Mal erkannte Marie eine Regung in den Gesichtern der Obdachlosen. Es war ein Ausdruck ehrlicher Dankbarkeit – wegen der warmen Suppe, aber vielleicht noch mehr wegen der freundlichen Worte, die sie für jeden übrig hatte. Während die Frau noch mit dem jungen Mädchen sprach, ging ein Mann quer über den Platz auf die Mission zu. Marie wusste nicht, warum sie ihn unter Dutzenden anderer Menschen sofort bemerkt hatte. Vielleicht war es die Zielstrebigkeit, mit der er auf die Frau zusteuerte, die gerade die letzte Suppe verteilt hatte. Er begann, ohne zu zögern, einen Streit mit ihr und deutete dabei immer wieder auf die Obdachlosen. Er war laut. Gestenreich. Ohne seine Worte verstehen zu können, erkannte Marie, wie verletzend er war. Die junge Frau erwiderte den Streit. Weniger lautstark. Weniger gestenreich. Sehr kühl. Irgendwann hatte sie offenkundig genug und forderte ihn deutlich zum Gehen auf. Der Mann drehte sich daraufhin um und entfernte sich ohne weiteren Widerspruch von der Mission. Zu Marias Überraschung wirkte er dabei vollkommen ruhig. Beinahe heiter. Auf eine irritierende Art überlegen. So, als hätte er gerade einen Sieg davongetragen.

5

Am Nachmittag verließ Marie zum ersten Mal ihr Zimmer und besuchte das Schwimmbad des Hotels. Es war wesentlich kleiner, als sie erwartet hatte, dafür verfügte es über eine beinahe verschwenderische Ausstattung: Weit ausladende Kristallluster. Goldene Armaturen. Dazu feinsten Carrara-Marmor. Marie bemerkte allerdings kaum etwas von all dem Luxus, denn für einige Zeit hatte sie die Welt um sich herum vollständig vergessen. Seit ihrer frühesten Kindheit hatte sie im Wasser eine Freiheit gefunden, die das Leben an Land ihr nur selten hatte bieten können. Als sie das Schwimmbad wieder verließ und in Richtung Rezeption zurückkehrte, war sie deshalb so entspannt

wie seit Langem nicht mehr und bemerkte daher auch nicht sofort, dass die Frau, die sie noch am Mittag vor der Mission beobachtet hatte, im selben Augenblick vom Bahnplatz aus das Hotel betrat. »Ewa«, grüßte Albert, ohne dabei aufzusehen. Ewa zögerte kurz, stieg dann aber ruhig die Treppe hinauf. Wenig später wurde eine Tür in der ersten Etage geöffnet und wieder geschlossen. Während Marie noch an einem Ständer neben der Rezeption nach einer Zeitschrift suchte, erschien von der anderen Seite des Hotels genau jener Mann, der nur wenige Stunden zuvor den lautstarken Streit mit Ewa gehabt hatte. Ohne Albert zu beachten, folgte er ihr in die erste Etage.

Marie war neugierig geworden und fragte Albert vorsichtig nach der Frau. »Das ist Ewa, die Leiterin der Bahnmissionsmission. Einer der liebenswertesten Menschen, die ich kenne«, antwortete er freundlich, auch wenn Marie einen für sie kaum nachvollziehbaren, bedrückten Unterton in seiner Stimme zu hören glaubte. »Und der Mann?«, fragte sie nach. »Menzer«, war Alberts ungewöhnlich knappe Antwort. »Besser, Sie fragen nicht weiter nach und gehen ihm aus dem Weg. Er ist niemand, den eine junge Frau wie Sie kennen sollte.«

Obwohl Marie spürte, wie ernst Albert seine Warnung meinte, folgte sie Menzer in einem Abstand die Treppe hinauf. Vielleicht war es aber auch genau dieser Hinweis, der ihre Neugier erst richtig geweckt hatte. Vom Treppenabsatz konnte sie gerade noch erkennen, wie Menzer ihr Nebenzimmer betrat. Kurz darauf hörte sie die Stimme Ewas, ohne jedoch genau verstehen zu können, was sie sagte.

Marie zögerte einen Moment, bevor sie ihr eigenes Zimmer betrat. Die Entspannung, die sie noch kurz zuvor im Schwimmbad gefunden hatte, war vollständig aus ihr gewichen, und sie empfand stattdessen eine zunehmende Beunruhigung. Es war, als könnte sie die Bedrohung, die Menzer ausstrahlte, durch die Wand hindurch körperlich spüren. Sie fühlte, dass sie dabei war, sich in eine Situation zu begeben, die sie nicht vollständig kontrollieren konnte, aber sie wusste auch, dass sie nicht gehen durfte, wenn sie eine Erklärung dafür finden wollte, warum sich die Leiterin der Bahnmissionsmission heimlich mit einem Mann

in einem Hotelzimmer traf, mit dem sie noch kurz zuvor in aller Öffentlichkeit gestritten hatte – ein Mann, den Albert noch dazu für gefährlich hielt. Die Bilder in ihrem Kopf wollten sich nicht zu einem Ganzen zusammenfügen und zwangen sie dazu, nach einer Auflösung zu suchen. Es war weit mehr als eines der Gedankenspiele der letzten Tage.

Aus dem Nebenzimmer war von Zeit zu Zeit die Stimme eines Mannes zu hören. Gelegentlich nahm Marie auch das leise Wimmern einer Frau wahr. Immer wieder aber drangen Laute zu ihr, die sie in keiner Weise zuordnen konnte. In den Tagen zuvor hatte Marie alle nur erdenklichen Geräusche im Hotel verfolgt und glaubte inzwischen, zumindest für die meisten eine verlässliche Erklärung gefunden zu haben. Sie hatte die unterschiedlichsten Spielarten des Sex und des Beziehungstreits kennengelernt, aber diese Geräusche waren anders. Marie überlegte kurz, ob sie näher an die Wand herantreten und vielleicht sogar ein Ohr daran legen sollte, aber es hätte bedeutet, eine Grenze zu überschreiten, die ihr bis dahin unüberwindbar schien. Stattdessen versuchte sie, ihre Sinne noch weiter zu schärfen und die unbekannten Geräusche auf jede nur erdenkliche Ursache zu überprüfen. Sie wagte kaum noch zu atmen, um nicht ein verräterisches Indiz zu verpassen, als sich unvermittelt die Tür des Nebenzimmers öffnete und jemand langsam die Treppe hinunterging. Es musste Menzer sein, denn Marie hörte die schweren Schritte eines Mannes. Einige Zeit nach ihm verließ auch Ewa das Zimmer. Marie lief unruhig zum Balkon und sah, wie sie über den Platz zur Mission zurückkehrte. Für eine Weile blieb Marie an der Balkontür stehen und spielte immer wieder das soeben Erlebte in ihrer Erinnerung durch. Sie musste Ordnung schaffen. Noch einmal das Gehörte überprüfen. Immer und immer wieder.

6

Marie war spät aufgewacht. Sie hatte die Nacht schlecht geschlafen, denn sie mochte keine offenen Fragen. Es machte sie unruhig. Ihr eigenes Leben musste warten, bis sie eine umfassende

Erklärung für die Vorgänge in ihrem Nebenzimmer gefunden hatte.

Bisher war sie wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass jeder Mensch nur über eine einzige Persönlichkeit verfügen würde, aus der heraus sich jedes Verhalten erklären ließe. Nur allzu oft hatte sie in der Vergangenheit Frauen beobachtet, die bei einem Mann beinahe jedes Fehlverhalten mit dem Hinweis entschuldigten, dass er im Grunde einen guten Kern habe, sie also nur durch ausreichend Liebe und Verständnis dafür sorgen müssten, dass er die Wahrheit über sein Wesen offenbarte. Wenn diese alles erklärende Wahrheit aber nicht bestehen würde und das wenige Gute in diesem Menschen stattdessen nur eine von verschiedenen, nahezu gleichberechtigt nebeneinander existierenden Persönlichkeiten repräsentierte? Persönlichkeiten, die abhängig von den äußeren Umständen zur Geltung kämen? Wenn es demzufolge auch für Ewas Verhalten keine eindeutige Erklärung geben würde und sich also der Widerspruch nicht auflösen ließe?

Marie nahm die Fernbedienung und schaltete wahllos durch die Programme, bis sie endlich eine Sendung gefunden hatte, die sie zumindest für einige Zeit ein wenig beruhigen konnte. Es fiel ihr schwer, Widersprüche zu akzeptieren. Ihre Gedanken drehten sich dann so lange im Kreis, bis sich die dadurch entstandene Spannung in einer beinahe beliebigen, häufig auch wenig sinnvollen Handlung entlud. Sie hatte bei solchen Gelegenheiten schon ihre gesamte Büchersammlung nach Nummern sortiert, ihr Fahrrad bis in seine kleinsten Teile zerlegt oder war einfach nur für Stunden ziellos durch die Straßen gelaufen – bis zur totalen Erschöpfung.

Nachdem sie wieder etwas zur Ruhe gekommen war, stellte Marie den Fernseher ab und entschloss sich, erst einmal zu frühstücken, bevor sie weiter über Ewa und Menzer nachdenken wollte. Es war zwar schon nach zehn, aber Albert würde ihr sicher noch etwas zu essen bringen. Vielleicht könnte sie ihn auch über die beiden ausfragen?

Als Albert nach einer Weile erschien, hatte Marie es sich anders überlegt. Albert war zwar freundlich und jederzeit entge-

genkommend, dabei aber auch äußerst diskret. Marie wollte ihn nicht durch Fragen in Verlegenheit bringen, die er nicht guten Gewissens hätte beantworten können. Nachdem er wieder gegangen war und sie ihr Frühstück beendet hatte, nahm sie deshalb wie an jedem Tag ein ausgiebiges Bad und zwang sich dadurch zurück in jene Disziplin, die seit jeher einen wesentlichen Teil ihres Wesens ausmachte. Anschließend holte sie ihr Notebook aus dem Schrank und setzte sich damit an den Tisch. Sie musste mehr über die Besucher ihres Nebenzimmers erfahren und die Suche im Internet würde ihr sicher einen ersten Anhaltspunkt liefern.

Auf der Webseite der Bahnhofsmission waren alle Mitarbeiter in kurzer Form vorgestellt. Es gab zu jedem ein kleines Foto und direkt daneben die wichtigsten Informationen: »Ewa Piecek, 32 Jahre, Leiterin der Bahnhofsmission.« Marie suchte weiter in sozialen Netzwerken, auf Seiten ehemaliger Schüler, bei Sportvereinen und in Kirchengemeinden, aber außer einem schwachen Indiz dafür, dass Ewa ein katholisches Internat für Mädchen besucht haben könnte, fand sie keinen Hinweis. Ewa schien weitgehend anonym zu sein.

Im Laufe ihrer Suche beschäftigte Marie immer mehr die Frage, warum die beiden sich zuerst öffentlich gestritten hatten, um sich anschließend in aller Heimlichkeit zu treffen. Zwar hielt sie es zumindest für denkbar, dass Menzer mit einer anderen Frau zusammenlebte, aber er gehörte sicher nicht zu den Männern, die auf einen solchen Umstand besondere Rücksicht genommen hätten. Würde sich dagegen Ewa in einer festen Beziehung befinden, hätte sie sich kaum mit Menzer in aller Öffentlichkeit gestritten und damit ein Bekanntwerden ihrer Verbindung riskiert. Marie hielt es deshalb für unwahrscheinlich, im privaten Bereich der beiden eine Begründung für ihr ungewöhnliches Verhalten zu finden, und entschied sich, ihre Suche auf das berufliche Umfeld zu konzentrieren. Allerdings wusste sie bisher kaum mehr, als dass Ewa die Leiterin der Bahnhofsmission war – eine Organisation, die sich nicht nur um Reisende, sondern auch um Obdachlose und Prostituierte kümmerte. Marie gab deshalb ohne große Hoffnung die Such-

begriffe »Menzer« und »Zuhälter« ein, dazu den Namen der Stadt. Es war ein spontaner Versuch. Nur ein Stein, den sie in das Wasser warf, um zu sehen, ob seine Kreise bis zum Ufer reichten. Zu ihrer Überraschung fanden sich sofort eine Reihe von Zeitungsartikeln, in denen von einem »Kai Menzer« berichtet wurde, der vor einiger Zeit die graue Eminenz des hiesigen Milieus gewesen sein sollte. Ein Zeuge in einem wichtigen Prozess gegen ihn war allerdings spurlos verschwunden und Menzer wurde daraufhin freigesprochen. Der Prozess lag viele Jahre zurück und obwohl die Fotos von sehr schlechter Qualität waren, gab es für Marie keinen Zweifel, dass es sich bei dem Menzer aus der Zeitung um den Mann aus ihrem Nebenzimmer handeln musste.

Langsam stand sie auf und ging hinüber zum Balkon. Der Bahnhofplatz lag ungewöhnlich friedlich vor ihr und Marie musste plötzlich unweigerlich lachen. Es war eine reine Überrasprunghandlung, denn ihr Gemütszustand befand sich im krassen Gegensatz zu der Idylle, die sie vor sich sah. Einige der Obdachlosen saßen auf der Mauer vor der Mission und genossen entspannt die Frühlingssonne. Für einen Moment wäre Marie nur zu gerne eine von ihnen gewesen, denn auch sie hätte etwas Ruhe und Wärme gut gebrauchen können. Kurz entschlossen holte sie ihre Kamera aus der Tasche und machte einige Bilder von den Obdachlosen. Sie wusste nicht einmal genau, warum. Sie hatte lange nicht mehr fotografiert. Es fehlte ihr, Dinge festzuhalten. Als sie wieder auf dem Bett lag und sich die Bilder genauer ansah, kam in ihr zum ersten Mal die Frage auf, wer die Menschen hinter diesen Bildern waren. Vielleicht hatte das Geschehen um Ewa und Menzer etwas in ihr ausgelöst, dass sie neugierig darauf machte, wie das Leben jenseits der ihr bisher bekannten Welt aussehen könnte.

Für eine Weile war sie auf dem Bett eingeschlafen, aber sie wurde augenblicklich wieder wach, als jemand hart gegen eine Tür stieß. Auf dem Flur waren deutlich Schritte zu hören und sie erkannte sofort die Stimme von Menzer wieder – dann, sehr leise, die Stimme einer Frau. Marie stand auf, hastete zur Tür und öffnete sie vorsichtig einen Spalt. Nur wenige Schritte von

ihr entfernt betrat Menzer wie am Vortag das Nebenzimmer. Als er sich umdrehte, schreckte Marie kurz zurück. Zwar verzichtete sie geistesgegenwärtig darauf, die Tür sofort wieder zuzuschlagen, war aber nicht sicher, ob Menzer sie nicht trotzdem bemerkt haben könnte.

Maries Puls schlug zunehmend heftiger und ein leichtes Zittern durchzog ihren Körper. Sie musste unbedingt wissen, was gerade im Nebenzimmer geschah und ob es sich bei der Frau in Menzers Begleitung um Ewa handelte. Marie überlegte fieberhaft, wie sie ihre Neugierde befriedigen konnte, wobei der Begriff »Neugierde« nicht annähernd beschreiben konnte, wie stark das Bedürfnis nach einer Erklärung inzwischen bei ihr geworden war. Zu gerne wäre sie auf den Balkon gelaufen und hätte einen Blick in das Zimmer neben ihr geworfen, aber jetzt am Nachmittag würde jeder sie sofort bemerken. Nicht nur Menzer könnte sie entdecken, sondern jeder Passant, der gerade über den Bahnhofsbplatz lief und zufällig zu ihr hinauf sah. Sie konnte auch nicht vom Flur aus an der Tür des Nebenzimmers lauschen, denn dort wäre die Gefahr der Entdeckung kaum geringer gewesen und neben der damit verbundenen Peinlichkeit hätte sie auch noch die Unberechenbarkeit Menzers fürchten müssen. Ihr blieb nur, ein Ohr an die Wand zu legen und auf den von ihr in den letzten Tagen trainierten Hörsinn zu vertrauen.

Von Zeit zu Zeit vernahm sie ein leises Stöhnen. Marie war sich nicht sicher, denn ihre Sinne waren inzwischen derart angespannt, dass sie nicht mehr wagte, ihnen vollständig zu vertrauen. Vielleicht entsprang dieses Stöhnen auch allein ihrem Unterbewusstsein und wollte eine Erklärung für etwas liefern, das nur wenige Meter von ihr entfernt in diesem Moment geschah. Jedes Geräusch musste von Marie deshalb nicht nur daraufhin überprüft werden, ob seine Quelle tatsächlich im angrenzenden Zimmer lag, sondern auch auf die Frage, ob es der Realität oder vielmehr ihrer überreizten Vorstellungskraft entspringen würde.

Marie wusste nicht, wie lange sie regungslos und kaum noch atmend an der Wand gestanden hatte, als sich ebenso unerwar-

tet wie beim ersten Mal die Tür des Nebenzimmers öffnete und jemand eilig den Raum verließ. Marie wurde von dieser Entwicklung völlig überrascht, denn keines der Bilder, die sie in den letzten Minuten vor ihrem inneren Auge hatte entstehen lassen, deutete auf ein derart abruptes Ende hin. Es dauerte deshalb auch einige Zeit, bis ihre Anspannung wieder nachließ. Als sie erneut Schritte auf der Treppe hörte, lief sie sofort zur Balkontür und beobachtete Ewa, wie sie das »Kaiser Wilhelm« verließ, um zur Mission zurückzukehren.

Marie sah noch lange hinaus auf den Bahnhofspatz. Immer wieder ging sie die zurückliegenden Ereignisse in ihrer Erinnerung durch, aber mit jedem Mal fiel es ihr schwerer, zwischen tatsächlich Wahrgenommenen und dem von ihrem Unterbewusstsein Hinzugefügten zu unterscheiden. Bereits zum zweiten Mal hatten Ewa und Menzer jetzt gemeinsam den Nachmittag in ihrem Nebenzimmer verbracht und Marie überlegte, ob sie aus diesen beiden Ereignissen ein Muster herleiten durfte, das eine Wiederholung wahrscheinlich werden ließ. Sie ertrug den Gedanken nicht, es könnte zu einer erneuten Begegnung der beiden kommen, ohne dass sie der Auflösung des Rätsels näherkäme. Beim nächsten Aufeinandertreffen musste sie mit ihren eigenen Augen sehen, was nebenan geschah. Eine Alternative dazu gab es nicht mehr!

Marie war sich sehr schnell bewusst, dass die einzige Möglichkeit, einen Blick in das Nebenzimmer zu werfen, der Weg über den Balkon wäre. Gleichzeitig musste sie davon ausgehen, dass die nächste Begegnung der beiden wieder am helllichten Tage stattfinden würde. Marie öffnete deshalb die Balkontür und sah sich etwas genauer um. Erleichtert stellte sie fest, dass das Mauerwerk zwischen den einzelnen Balkons über mehrere ausreichend große Öffnungen verfügte. Man könnte dort also problemlos eine Kamera anbringen, ohne dass jemand sie bemerken würde. Sie kehrte zurück in ihr Zimmer und durchsuchte die entsprechenden Seiten im Internet, bis sie ein für ihre Zwecke geeignetes Produkt entdeckt hatte. Sie zögerte noch einmal kurz mit der Bestellung, aber inzwischen war sie viel zu sehr im Jagdfieber gefangen, als dass ihr Gewissen oder die

Angst vor einer möglichen Entdeckung sie von ihrem Entschluss noch hätten abbringen können.

7

Den ganzen Morgen hatte Marie vergeblich versucht, sich irgendwie abzulenken, aber immer wieder kehrten ihre Gedanken zu dem Geschehen im Nebenzimmer zurück. Gegen Mittag gab Albert ihr endlich Bescheid. Marie wartete nicht, bis er das ersehnte Paket zu ihr heraufbrachte, sondern stürmte sofort hinunter zur Rezeption. »Das muss aber eine sehr wichtige Lieferung sein, mein Fräulein«, meinte Albert mit einem überraschten Lächeln. Marie zuckte kurz zusammen. Nur langsam wurde ihr bewusst, dass er unmöglich etwas von ihrem Vorhaben wissen konnte. Sie tauschten noch einige freundlich gemeinte Worte über das Wetter aus, dann lief sie eilig zurück in ihr Zimmer und überprüfte zuerst die Funktionsfähigkeit der Kamera. Als es gegen Abend endlich dämmerte, war sie zu tiefst erleichtert. Den ganzen Nachmittag hatte sie befürchtet, Ewa und Menzer könnten das Nebenzimmer betreten, ohne dass sie vorbereitet wäre – mit einer Kamera, die noch nicht an der dafür vorgesehenen Stelle angebracht war.

Als es ihr endlich dunkel genug erschien, löschte sie das Licht in ihrem Zimmer und betrat geduckt den Balkon. Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, da hörte sie ganz in ihrer Nähe ein verdächtiges Geräusch und warf sich sofort zu Boden. Erst Minuten später wagte sie es, vorsichtig weiterzukriechen. Zwar hatte sie schon viele Spionagefilme gesehen, aber die unmittelbare Spannung, die sie in diesem Moment erlebte, übertraf jede Vorstellung bei Weitem, und sie musste erkennen, wie schwierig es sein konnte, einen Gegenstand in einer Balkonbrüstung zu verstecken, wenn die eigenen Hände fast unkontrollierbar zitterten. Als sie nach einiger Zeit endlich wieder das Zimmer betrat, war sie erleichtert, denn anscheinend hatte niemand ihren Ausflug bemerkt. Marie machte einen erneuten Funktionstest und war zufrieden, auf das Geschehen im Nebenzimmer ausreichend vorbereitet zu sein. Ewa und Menzer

erwartete sie an diesem Abend nicht mehr, trotzdem ließ jedes Geräusch im Flur sie sofort aufspringen und zur Tür laufen.

8

Ein ganzer Tag war bereits vergangen, ohne dass Marie ihre Neugier hätte befriedigen können. Die Frage, ob ihr Handeln moralisch vertretbar war, hatte inzwischen keine Bedeutung mehr für sie. Gegen Mittag stand sie wieder am Balkon und sah hinaus auf den Bahnhofplatz. Ewa unterhielt sich gerade mit einem der Obdachlosen, als der Briefträger die Post für die Mission brachte. Ewa nahm den Stapel entgegen und warf einen prüfenden Blick auf die Absender. Plötzlich stockte sie, öffnete hastig einen der Briefe und sah hinüber zum »Kaiser Wilhelm«. Marie blieb ruhig stehen, um sich nicht anmerken zu lassen, dass sie die ganze Zeit die Mission beobachtet hatte. Ewa sah noch einmal auf den Brief, der sie so irritiert hatte, und warf einen unruhigen Blick auf ihre Uhr. Um sich zu vergewissern, lief sie einige Schritte auf den Platz und sah zur Bahnhofsuhr hinauf. Dann verschwand sie eilig in der Mission und kehrte einige Minuten später zurück. Sie ging, immer wieder ihren Gang beschleunigend, über den Platz in Richtung Hotel. Marie schloss mit zitternden Händen die Balkontür und setzte sich an ihr Notebook, aber die Anspannung war so groß, dass sie kaum in der Lage war, die Tastatur sicher zu bedienen.

Ewa betrat das Nebenzimmer und Marie war überrascht von der Qualität der Bilder. Noch mehr war sie davon überrascht, eine solche Nebensächlichkeit in diesem Moment überhaupt zu bemerken. Es schien, als würde Ewa direkt vor ihr stehen. Sie hoffte nur, dass niemand den Vorhang am Balkon zuziehen würde und sie damit vom Geschehen ausgeschlossen wäre, ohne es auf irgendeine Weise verhindern zu können. Menzer war noch nicht da und Ewa schien darüber im gleichen Maße erleichtert wie enttäuscht. Sie legte ihre Tasche ab und ging ins Bad. Als sie kurz danach wieder herauskam, hatte sie nur noch ein rotes Lederkorsett an, das an der Stelle ihrer Brüste ausgeschnitten war. Sie trug keinen Slip und Marie konnte erkennen,

dass sie vollständig rasiert war. Ihre Haare hatte sie streng zu einem Zopf geflochten. Sie war geschminkt und der rote Lippenstift betonte sehr deutlich ihren Mund. Über die Brüste spannte sich ein Lederriemen, der in Höhe ihrer Brustwarzen in einen großen Metallring überging.

[Ende Auszug]